

Diesseits von Gewesen, Sein und Werden. Pränatale Verluste zwischen Erinnerungen, Phantasmen und Vergessen

In den letzten Jahren haben sich neue Bestattungs-, Trauer- und Gedenkpraktiken entwickelt, in denen sogenannte ›Sternenkinder‹ – Fehl- und Totgeborene – von ihren Eltern betrauert werden. Beispielsweise finden sich auf Friedhöfen Gedenkstätten, Gemeinschaftsgräber und Individualgräber, die – oft mit Grabschmuck in Form von Kinderspielzeug versehen – die verstorbenen Ungeborenen repräsentieren und ihrem Gedenken und Erinnern einen Raum geben.¹ Diese neue Sichtbarmachung und Vergegenwärtigung steht der »Unsichtbarkeit des Verlustes« (Böcker 2017: 147) gegenüber. Unsichtbarkeit wird zum einen als Folge einer Tabuisierung von Schwangerschaftsverlusten und der Trauer darüber von Betroffeneninitiativen problematisiert und ist Bezugspunkt für Bemühungen um eine gesellschaftliche Repräsentation und Anerkennung solcher Verluste als Verlust von Kindern und Gesellschaftsmitgliedern (Böcker 2016). Fehl- und Totgeborene sollen nicht einfach als glücklose Schwangerschaften vergessen werden, vielmehr sollen Orte geschaffen werden, die ein würdiges Erinnern ermöglichen.

Auf der anderen Seite besteht die Unsichtbarkeit des Verlustes auch als Handlungsproblem Trauernder: Bei pränatalen Verlusten liegen oft kaum materielle Existenzspuren vor – etwa in Form einer Leiche oder dinglichen Nachlasses – und auch die soziale Existenz in kommunikativen Prozessen ist auf einen kleinen Kreis beschränkt. Ein verstorbene Ungeborene besitzt keine Eigenbiografie, an die erinnert werden könnte. Eine gemeinsame Vergangenheit existierte nur im Nahraum der Schwangerschaft mit einem »inwändigen Anderen« (Hirschauer et al. 2014: 145), und als sich formierende

1 Ein Schlüsselmoment dieser Entwicklung bildet eine von einer Betroffeneninitiative angestoßene Gesetzesänderung im Jahr 2013, die es seitdem ermöglicht, auch Fehlgeborene – also Leibesfrüchte mit einem Gewicht unter 500 Gramm – auf Wunsch der Betroffenen auf einem Friedhof zu beerdigen und ihre Existenz im Familienbuch zu dokumentieren.

Person und *erwartetes* Kind war diese Vergangenheit immer auf eine geborene Zukunft bezogen. Angesichts dessen stellt sich die Frage nach den zeitlichen Bezügen der Gedenkpraktiken im Verlustfall: Was wird hier erinnert und welche zeitlichen Bezüge weisen die Vergegenwärtigungen in diesen Praktiken auf?

Im Anschluss an unseren Entwurf der »paradoxen Temporalitäten pränataler Entitäten« (Völkle/Wettmann 2021) gehen wir davon aus, dass Schwangerschaften als Werdensprozesse eine spezifische Zeitlichkeit aufweisen, die sich auch in den Erinnerungs- und Gedenkpraxen rund um pränatale Sterblichkeit niederschlägt. Aus einer an Alfred Schütz angelehnten zeitsoziologischen Re-Analyse einschlägiger Arbeiten aus der Soziologie der Schwangerschaft, der Medikalisierungsforschung und der Elternwerdung haben wir das »Werden von Personen und Beziehungen« (Hirschauer et al. 2014: 261) als ein verwobenes Hin- und Her zwischen unterschiedlichen zeitlichen Bezügen und einer Gleichzeitigkeit von Vergangenheits-, Gegenwarts- und Zukunftsbezügen rekonstruiert, das die personalen Karrieren pränataler Entitäten strukturiert. Gleichwohl Fehl- und Totgeburt als Bruch der Schwangerschaft sowie der Kindes- und Elternwerdung erscheinen, kann die Formierung einer Person auch bei einem Schwangerschaftsverlust in der Erinnerungs- und Trauerpraxis in unterschiedlichen zeitlichen Bezügen fortgesetzt, nachgeholt und reformuliert werden.

Mit Blick auf Erinnerungen, Phantasmen und Vergessen im pränatalen Verlustfall zeigt sich somit, dass die paradoxen Temporalitäten des personalen Werdens nicht mit dem Tod des Ungeborenen enden müssen. Auch nach der Verlustsituation zeichnet sich der Status der pränatalen Entität durch Ambiguitäten aus und ist durch Diskontinuitäten geprägt, die sich im Erinnern, Fantasieren und Vergessen der (Nicht-)Eltern zeigen. Diese reformulieren dabei stetig den ontologischen Status des pränatalen Verlustobjekts und schreiben dem Geschehen neue Bedeutungen zu. Im Folgenden werden wir in einem ersten Schritt sozialtheoretische Überlegungen zur Temporalität von Schwangerschaften sowie unser Konzept der paradoxen Temporalitäten pränataler Entitäten darlegen. Aufbauend darauf fokussieren wir die Existenzweisen pränataler Verlustobjekte und ihre zeitlichen Modi.

Schwangerschaft aus zeitsoziologischen Perspektiven

In der kulturwissenschaftlichen Schwangerschaftsforschung gibt es eine ganze Reihe von Arbeiten, die sich mit der historischen Entwicklung des Schwangerschaftswissens befassen und dabei auch die zeitliche Ordnung aus Schwangerschaftswochen und -trimestern sowie die damit verbundene Vorstellung der kontinuierlichen Entwicklung einer Keimzelle zum geburtsreifen Fötus als kontingente kulturelle Konzepte thematisieren. Insbesondere Barbara Duden (1991; 2002) rekonstruiert, wie mit der Medikalisierung das leibliche Körperwissen der Schwangeren durch einen naturwissenschaftlich-objektiven Blick abgelöst und aus der subjektiven Erfahrung des Schwangergehens eine objektivierte Schwangerschaft wurde, die sich als embryonale Entwicklung vermessen lässt. Für dieses Verständnis der Schwangerschaft als linearen Entwicklungsprozess spielt auch die Technik des »Stagings« (DiCaglio 2017) von fehlgeborenen Embryos eine zentrale Rolle, wobei die Embryonen der Größe nach geordnet wurden und eine zeitlichen Ordnung aus Schwangerschaftswochen und embryonalen Entwicklungsstadien modelliert wurde. Diese Objektivierungen haben zu einer antizipativen Aufladung der Schwangerschaft beigetragen, sodass pränatale Entitäten heute als *sich in Entwicklung befindende Menschen* gefasst werden (ebd.), deren (norm-)zeitgerechte Entwicklung in regelmäßigen Abständen überprüft werden kann und soll.

Demgegenüber wurde bis ins 18. Jahrhundert das Schwangergehen als Zustand der guten Hoffnung auf die verborgene Reifung eines Kindes gefasst, an dessen Ende sich aber genauso gut herausstellen konnte, dass es sich um »ein Mondkind, eine Mole, eine Blutbürde« handelte (Duden 2002: 39). So musste sich »die Wahrheit einer gegenwärtigen Schwangerschaft [...] erst in der Zukunft, in der ›Geburt‹ erweisen. Was die Frau (jetzt) in sich trug und ob sie mit einem Kind schwanger ging, musste sich immer erst noch offenbaren« (ebd.: 17). Auch die Visualisierungstechniken des Ungeborenen im Ultraschall trugen zu dessen Konstitution als pränatale Person und als lebendig bei. »Das Kind« kann bereits in Ultraschalluntersuchungen »da« sein. Orland (2003) deutet diese Entwicklung als eine Vorverlegung der *sozialen Geburt* eines Kindes. Damit ermöglicht die Medikalisierung der Schwangerschaft die heutige Bedeutungszuschreibung pränataler Verluste als fehlgeschlagene Kindsentwicklung – wie frühe »Abgänge« oft klassifiziert

werden – oder als verstorbene, zu-früh-geborene Kinder. Wie Julia Böcker (2015) es auf den Punkt bringt, gilt: »Kein Tod ohne Leben.« Es bedarf somit stets »einer Vorstellung des Kindes bzw. menschlichen Lebens *als* Kind, Mensch, Person, um mit ihm oder ihr überhaupt in Interaktion zu treten und um es, ihn oder sie, als bereits lebend und somit sterbefähig zu begreifen und zu behandeln« (Böcker 2017: 139 f., Herv. i. O.).

Die kultur- und wissenschaftshistorische Forschung zur Schwangerschaft zeigt auf, wie medizinische Modelle und Technologien die zeitliche Ordnung der Schwangerschaft beeinflussen: Sie prägen die heute gängige Vorstellung einer Schwangerschaft als linearem, neunmonatigem Entwicklungsprozess, der zur Geburt eines Kindes führt. Diese Vorstellungen haben zwar Einfluss auf die Deutungen der Akteure, sie werden den lebensweltlichen Spannungen des Phänomens jedoch nicht gerecht. Eine so ausgerichtete Rekonstruktion von Schwangerschaften und pränatalen Entitäten unterminiert die zeitliche Komplexität des Phänomens. Zwar sind die Teilnehmenden an der linearen Zeitlichkeit biologischer Entwicklungsmodelle orientiert, gleichzeitig unterlaufen sie diese aber immer wieder.

Instruktiv erscheint deshalb eine Perspektive, die die temporale Spezifik des Phänomens als *Prozess* ernst nimmt. In der Soziologie der Schwangerschaft weisen fast alle empirischen Studien ein prozessorientiertes Forschungsdesign auf, und auch die analytischen Konzepte zeigen sich zum Teil am prozesshaften Werden orientiert. So fasst etwa Cornelia Schädler (2013) Schwangerschaften posthumanistisch als Transformationsprozess einer materiellen Assemblage, in der das »Vater, Mutter, Kind werden« stattfindet. Joachim Fischer plädiert dafür, dem passivistischen, »schubweisen Geschehen« (2011: 24), welches das Phänomen der Schwangerschaft kennzeichne, mithilfe der Philosophischen Anthropologie gerecht zu werden. Allerdings bleiben Temporalitätsaspekte des Werdens und des Geschehens dabei nur implizit.

Stefan Hirschauer et al. (2014: 13) hingegen nehmen dezidiert die »Metamorphose von Erwartungen und Rekonstruktionen, Projektionen und Reprojektionen« in den Blick, indem sie dem »Werden von Beziehungen und Personen« (ebd.: 261) folgen. Hierfür konzipieren sie Schwangerschaften idealtypisch als »Erwartungsbogen« (ebd.: 263), der sich im Zusammenspiel aus innerer und äußerer Zeit, der Eigenzeit des Ungeborenen sowie einem medizinischen Zeitregime zusammensetzt, wobei Erwartungen »prospektiv-

retrospektiv mit der Zeit aufgebaut und in der Zeit rekonstruiert« (ebd.: 262) werden. Zuletzt hat Böcker (2022) diese Perspektive auf die Formierung einer Person für Schwangerschaftsverluste weitergedacht. Stärker noch als Hirschauer et al. sieht sie physiologische und personale Prozesse des Werdens entkoppelt und betont, dass auch nach einem Schwangerschaftsverlust noch Prozesse der Personalisierung stattfinden.

In all diesen Arbeiten fehlen allerdings (sozial-)theoretische Bezüge zur Zeitlichkeit von Sozialität und die temporale Komplexität des Phänomens bleibt unausgearbeitet. Auf Grundlage eines breiten empirischen Forschungsstandes haben wir deshalb die zeitsoziologische Analyse des Phänomens mit Hilfe einer Schütz'schen Perspektive vertieft. Schütz hat Temporalität auf zentrale Weise in seine sozialtheoretischen Überlegungen eingelassen und geht davon aus, dass Zeit konstitutiv für die Strukturierung der Lebenswelt als intersubjektiv sinnhafte Alltagswelt ist. Dabei greift er auf Edmund Husserls (1928) phänomenologisches Verständnis eines immer schon temporalisierten Bewusstseins als fortlaufendem Erlebnisstrom zurück. Husserl begreift das gegenwärtig Erlebte als immer schon von Eindrücken aus vorhergehenden Erlebnissen (Retentionen) und durch Erwartungen an folgende Erlebnisse (Protentionen) strukturiert: Hört man eine Melodie, so Husserls Beispiel, dann wird der einzelne Ton nicht nur für sich wahrgenommen, sondern er erhält seinen jeweiligen ›Klang‹ durch die Retentionen und Protentionen der vergangenen bzw. folgenden Töne.

Pragmatistisch inspiriert und soziologisiert greift Schütz diese Überlegungen auf und bettet Temporalität zentral in seine Sozialtheorie ein. Schütz geht in diesem Sinne von einer »ausgedehnten Gegenwart« (Schütz 1972: 275) aus, die durch Bezüge auf Vergangenes und Erwartungen an Zukünftiges strukturiert wird. Im handelnden ›Jetzt‹ verschränken sich also die zeitlichen Bezüge: »[D]as hell-wache Selbst [vereint] in seinem Wirken und durch sein Wirken seine Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft in einer spezifischen Zeitdimension« (Schütz 1971a: 243). Typisierungen und vergangene Erfahrungen strukturieren dann die Erwartungen an die Zukunft und wirken dadurch kontingenzreduzierend. Schütz führt hierfür die beiden Idealisierungsmodi »Und so weiter« und »Ich kann immer wieder« (Schütz 1972: 269) ein, die auf vergangenen Erfahrungen und Wissensbeständen aufbauen. Erwartungen an zukünftige Ereignisse weisen dabei immer einen offenen Horizont auf: Sie sind nie deckungsgleich mit

dem, was einmal eingetreten sein wird (vgl. ebd.: 277). Und Vergangenes ist gleichzeitig immer Revisionen unterworfen und wird vor dem Hintergrund aktueller Erfahrungen reinterpretiert. In einer solchen Konzeption meint Temporalität also nicht eine Chronologie von Handlungsabfolgen, sondern wird ein lineares Denken der Zeit durch eine Sensibilität für Diskontinuitäten und den sich im Prozess verändernden Sinn abgelöst, um so dem Sein und Werden von Schwangerschaften und pränatalen Entitäten gerecht zu werden. Eine Analyse von Schwangerschaften kann somit die Komplexität der zeitlichen Bezüge und deren Verschränkung genauer in den Blick nehmen.

Paradoxe Temporalitäten pränataler Entitäten

Aus einer solchen Perspektive heraus haben wir an anderer Stelle (Völkle/Wettmann 2021) zu zeigen versucht, wie Praktiken der Schwangerschaft und der Bedeutungsproduktion durch ein verwobenes Hin und Her zwischen Orientierungen an Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft beeinflusst sind. Dabei konzeptualisierten wir verschiedene zeitliche Bezugsweisen, die das Phänomen der Schwangerschaft prägen: Ein gemeinsames Imaginieren des Paares, in dem das (Un-)Geborene als Zukunftsfantasie vorweggenommen wird (1); das wartende Ausgesetztsein der Passivität und Unsicherheit von Schwangerschaften, in der die gewünschte Zukunft als unbeeinflussbar wahrgenommen wird (2); die Vergegenwärtigung des Ungeborenen in und durch visuelle und leiblich-somatische Kontaktmomente (3) und die Verzukünftigung der pränatalen Entität durch die Kultivierung eines ›Noch-nicht‹ (4). Wir werden zunächst diese zeitlichen Modi kompakt vorstellen, um unsere Perspektive zu verdeutlichen und den Weg zur Analyse der Temporalität der Existenzweisen pränataler Verluste zu bereiten.

Elterliche Imaginationen

Ob eine überraschende Schwangerschaft entdeckt wird oder eine körperlich noch nicht vorhandene Schwangerschaft als Möglichkeit an Kontur gewinnt – immer sind dabei Vorstellungen elterlicher bzw. nichtelterlicher Zukünfte

im Spiel. Schwangerschaften zeichnen sich somit bereits zu Beginn durch einen Zukunftsbezug aus. So zeigen Günter Burkart (2002) sowie Birgit Heimerl und Peter Hoffmann (2016), dass sich der Beginn einer Schwangerschaft nicht als rationale Lebensentscheidung erklären lässt, sondern vielmehr als interaktiver Prozess und Koordination gemeinsamer Lebensvorstellungen und Zukunftsfantasien der Paare. Paare nähern sich dann in »Zukunftsfantasien, Gesprächen im Rahmen der Paarkommunikation oder unter Freunden, über anspielende Erwartungen potenzieller Großeltern« (Heimerl/Hofmann 2016: 419) einer Schwangerschaft an.

Solche elterlichen Imaginationen lassen sich in Schütz' Worten als »offenes Phantasieren« verstehen, das nicht darauf abzielt, »das Projekt auch auszuführen« (Schütz 1972: 273). Ein Kind kann so spielerisch als Zukunftsfantasie in die Paarkommunikation gebracht werden, woraus sich ein »aufeinander ausgerichtete[s] intersubjektive[s] ›Als-ob-Spiel« (Schütz 1971a: 276) entwickeln kann. Die Imagination des Kindes und des Elternseins kann, weil es sich dabei ja zunächst um reine, »gefahrlose« Phantasmen handelt, immer wieder neue Formen annehmen. Die Zukunftsfantasien gewinnen durch die paarinterne Intersubjektivität aber doch an Wahrscheinlichkeit, sie verschieben sich vom »Optativ« in Richtung »Potentialis« (Schütz 1971b: 84): Während Schütz »reines Phantasieren« als »Denken im Optativ« gegen »motiviertes Phantasieren« (ebd.) abgrenzt, das Handlungsentwürfe als »vorgestellte geleistete Handlung[en]« (Schütz 1971a: 270) kennzeichnet, scheint uns in der Entstehung von Kinderwünschen und Schwangerschaften deutlich zu werden, dass eine solche Gegenüberstellung verkürzt ist. Das offene Fantasieren über ein zukünftiges Kind ist oft der Anfang des Kinderkriegs und kann sich verdichten und den Boden bereiten für mögliche Pläne und Handlungsentwürfe – etwa zum gezielten »Basteln« an einer Schwangerschaft.

Die Überraschung und der Schock, den viele Paare bei der Feststellung selbst einer geplanten Schwangerschaft erleben, lässt sich mit Schütz als ein Wechsel zwischen Sinnbereichen begreifen. Aus der gemeinsamen »Zukunftsfantasie« ist dann »gegenwärtiger Ernst« geworden und die Schwangerschaft wechselt von der Welt der Phantasmen in die »ausgezeichnete Wirklichkeit« (ebd.: 260). Das *Eltern-Werden und Kind-Haben* wird – obwohl es noch immer in der Zukunft liegt – auf einmal als unausweichlich näherkommend empfunden.

Passivitäten der Schwangerschaft

Eine solche als von außen auferlegt erfahrene Zeitstruktur, ein solches Ausgesetzt-Sein, ist unter anderem Vorzeichen auch in vielen weiteren Momenten kennzeichnend für das Phänomen der Schwangerschaft. Wie Schütz und Luckmann (2017: 84) es treffend formulieren: »Die schwangere Frau muß warten, bis sie das Kind austrägt. [...] Im Warten begegnen wir einer uns auferlegten Zeitstruktur.« So warten Schwangere etwa auf innerleibliche Regungen, auf körperliche Veränderungen oder auf die Geburt des Kindes. Schwangerschaften sind also durch einen zeitlichen Modus des Wartens gekennzeichnet, bei der die Offenheit der Zukünfte als ungestaltbar erfahren wird. Fischer (2011: 24) bezeichnet Schwangerschaft und Geburt dementsprechend als von Passivität gekennzeichnet, als ein »schubweises *Geschehen*: [...] das abzuwartende und auszusitzende Reifen des Embryos, die ausgelösten Wehen, überhaupt die Widerfahrnis, in der sich eine Proto-Sozialität aufdrängt (der Embryo im Leib des Anderen) beziehungsweise in der Geburt in »etwas« als ein potenzielles »jemand« in eine Sozialität hineingestoßen wird, ein jemand wiederum, dem als geborenes Wachstumsprozesse innewohnen«.

Schadler (2013: 148) zeigt, wie besonders in der Phase der »Vielleichtheit der Schwangerschaft« die Zukunftsoffenheit das Erleben dieser auferlegten Zeitstruktur prägt. Zwar kann ein Schwangerschaftstest »anzeigen, dass jetzt im Moment mit hoher Wahrscheinlichkeit eine Schwangerschaft besteht, er kann jedoch nicht garantieren, dass diese morgen oder in zwei Wochen noch besteht« (ebd.: 149 f.). Kennzeichnend für die Vielleichtheit der Schwangerschaft ist auch das vorläufige Unterlassen von Tätigkeiten: Sich noch nicht freuen, noch nichts erzählen und noch nicht einkaufen. Solche »Noch-Nicht-Tätigkeiten« (ebd.: 155) halten die Zukunftserwartungen der (Ko-)Schwangeren symbolisch offen und verhindern eine vorschnelle Schließung der potenziellen Zukünfte auf eine spezifische. Mit der Zeit wird die Zukunft der Schwangerschaft mehr und mehr als »sicher« und als werdende Elternschaft erfahren. Es findet eine Form der Idealisierung des »Und-so-weiter« (Schütz 1972: 269) statt, für die die im Kontext des embryonalen Entwicklungsmodells und der Taktung der Schwangerschaftsvorsorgeuntersuchung konstituierte Drei-Monats-Grenze eine wichtige Rolle spielt. Der offene Horizont der Schwangerschaft und

der ungeborenen Entität erfährt damit, zumindest bis zum Gegenbeweis, eine Schließung auf eine Zukunft hin.

Vergegenwärtigung

Durch die medizinisch-technologische Absicherung der Schwangerschaft wird die pränatale Entität vergegenwärtigt. Die Visualisierung in Ultraschalluntersuchungen fungiert als eine Art »Wirklichkeitsgenerator in Echtzeit« (Wettmann 2020: 80). Eva Sängler (2010: 57) zeigt hierzu etwa, dass Schwangere die Ultraschalluntersuchungen dazu nutzen, um zu sehen, was das Ungeborene »gerade macht«, »was gerade los ist« und »was es gerade tut«. Die Visualisierungstechnologien verweisen also auf ein *gegenwärtiges Tun* eines Ungeborenen. Damit versorgen Ultraschalluntersuchungen werdende Eltern aber auch mit anekdotischen Narrationsversatzstücken und Erinnerungsstücken, wie Ultraschallbildern, womit die pränatale Entität als »werdendes Familienmitglied« (ebd.: 58) visuell, narrativ und imaginierend weiter in den Alltag eingebunden werden kann. Dadurch kann das Leben der pränatalen Entität, ihre Biografie und Zugehörigkeit zu einer familialen Gemeinschaft bereits vorgeburtlich beginnen. Ihren Beziehungssinn erhalten solche Vergegenwärtigungen aber immer durch einen Zukunftsbezug, sie verweisen auf eine Zukunft *nach der Geburt*. Erst vor dem Hintergrund, dass das Ungeborene in der Idealisierung des »Und-so-Weiter« (Schütz 1972: 269) zum Kind werden wird, kann es schon jetzt Familienmitglied sein.

Neben den visuellen Sondierungen wird das Ungeborene auch durch innerleibliche Regungen vergegenwärtigt, die als Reaktionen der pränatalen Entität gefasst werden. Sie beruhen auf der Unterstellung eines »zeitgleichen gemeinsamen Empfindens« (Hirschauer et al. 2014: 147) und damit auf einer gemeinsam geteilten »vivid present« (Schütz 1971a: 247). Über den Rückgriff auf als gleichartig typisierte Erfahrungen können bestimmte Vorlieben und Charaktereigenschaften zugeschrieben werden, die sich auf das Ungeborene als Gegenwärtiges beziehen. Solche pränatalen Charakterisierungen können den (Ko-)Schwangeren wiederum Anlässe für Rituale bieten, wie dem abendlichen Aufziehen einer Spieluhr (vgl. Hirschauer et al. 2014: 159). Mit diesen Ritualen wird einerseits ein Bezug

auf das gegenwärtige Ungeborene mit seinen *aktuellen* Vorlieben hergestellt, andererseits das *zukünftige Geborensein* aber schon mitgedacht: »[W]as ja dann auch später fürs Kind das Zeichen ist, ›so jetzt darfst du schlafen« (ebd.). Auch in den Deutungen leiblicher Regungen zeigt sich also, dass die Vergegenwärtigungen gleichsam auf Zukünftiges verweisen. Die hier beschriebenen Vergegenwärtigungen stellen somit eine starke Kontinuierung des pränatalen Seins dar, die dabei auch Erwartungen an ein postnatales Fortdauern jener vergegenwärtigten Charakterisierungen weckt.

Kultivierung offener Zukünfte

Wenn das Ungeborene in Ultraschalluntersuchungen oder im leiblichen Erspüren vergegenwärtigt wird, wird eine Kontinuität zwischen ihm und einem zukünftigen Kind angenommen: Die gegenwärtigen Erfahrungen während des Ultraschalls und im Erleben von Kindsbewegungen strukturieren das zuhandene Wissen als typisierten Prozess des Kind-Werdens, dessen Idealisierung des »Und-so-weiter« (Schütz 1972: 269) auf *bestimmte* Zukunftsentwürfe verweist. Damit wird das Ungeborene schon jetzt als *das* wahrgenommen, was es in Zukunft *zu sein erwartet wird*. Allerdings muss die Herstellung einer solchen Kontinuität zwischen gegenwärtig(em) Ungeborenem und zukünftigem Kind nicht immer gelingen. Schwangere können die leiblich spürbaren und durch die Bauchdecke sichtbaren Regungen des Ungeborenen als befremdlich und ekelig wahrnehmen – und schuldbewusst ihre Assoziationen zu ›gefährlichen Aliens‹ statt zu einem ›geliebten Kind‹ registrieren (Sänger et al. 2013: 62).

Weniger mit elterlichen Liebesgeboten zu konfliktieren, scheint hingegen der Umstand, dass viele (Ko-)Schwangere die frühen visuellen Vergegenwärtigungen des Ungeborenen im Ultraschall gerade nicht sofort als Kind oder Baby, sondern als »Mohnkorn«, »kleiner Punkt« oder »Zellhäufchen« (Sänger 2010: 55) bezeichnen. Anders als von Luc Boltanski in der Gegenüberstellung von Ultraschalluntersuchungen vor Abtreibungen und bei gewollten Schwangerschaften beobachtet, sind solche Begriffe also nicht auf zur Abtreibung bestimmte, »tumorale Föten« beschränkt (Boltanski 2007: 237 f.), sondern machen deutlich, dass auch werdende Eltern jene Entität, die ihnen in den ersten sonografischen Visualisierungen gezeigt wird,

nicht ungebrochen mit jenem Kind identifizieren, das es einmal werden soll. Die pränatale Entität wird dann *noch nicht* als Kind wahrgenommen. Dieses ›Noch-nicht‹ zeigt sich auch in anderen elterlichen Praktiken, beispielsweise im Verzicht auf eine pränatale Geschlechtsdiagnose und in der Verwendung von pränatalen Protonamen, also »praktische[n] Vorläufer[n] personeller Benennungen« (Hirschauer et al. 2014: 249). Sie gewähren »gegenüber Festlegungen zeitlichen Aufschub« (ebd.) und verweisen gleichzeitig auf die offenen Horizonte der Schwangerschaft, denn sie bezeichnen »transitorische Objekte [...], deren ontologischer Status im Wandel bzw. unklar ist« (ebd.: 250). Hierin zeigt sich, dass werdende Eltern trotz aller Vergegenwärtigungen und Fixierungen die Offenheit der pränatalen Entität und die Geburt als ontologische Grenze und Moment der Wahrheit zu erhalten versuchen. Zweifel und Unsicherheiten werden an dieser Stelle nicht in Klammern gesetzt (vgl. Schütz 1971a: 263), sondern als Ungewissheit und Pluralität integriert und als offene Zukünfte kultiviert.

Temporalitäten der Existenzweisen pränataler Verluste

Wenn Schwangerschaften mit einer Fehl- oder Totgeburt enden, rückt der Zukunftsbezug, den Schwangerschaften generell aufweisen, auf krisenhafte Weise ins Bewusstsein. Solche Verläufe brechen mit der Typisierung der Schwangerschaft als Kindswerdung und mit der Idealisierung ihres »Und-so-weiter« (Schütz 1972: 269) – die pränatale Entität verliert die Zukunft als Kind, die für sie erwartet und gewünscht worden ist. Ähnlich der »Phase der Vielleichtheit« (Schadler 2013: 148) zu Beginn der Schwangerschaft, ist auch die Etablierung eines Schwangerschaftsverlusts oft von einer Uneindeutigkeit geprägt. Mit dem Eintreten von Blutungen, Schmerzen, fehlenden innerleiblichen Regungen und der Kenntnis über Wahrscheinlichkeiten einer Fehlgeburt wird die Zukunft der Schwangerschaft und des Ungeborenen unsicher. So befindet sich die pränatale Entität aufgrund der schwer wahrnehmbaren »Inwändigkeit des Sterbens« (Böcker 2017: 153) zunächst oft in einem »Korridor zwischen Leben und Tod« (Wettmann 2020), bis sich im Zusammenspiel von somatischen Empfindungen, wie dem Ausbleiben von Kindsregungen, und der visuellen Darstellung von Bewegungslosigkeit im Ultraschall, die Deutung des »Exitus im Uterus«

(ebd.) etabliert. Auch hier kann also eine Unsicherheit und Vagheit das Wissen über die Zukunft der pränatalen Entität prägen.² Tot- und fehlgeborene Entitäten weisen aber auch über diese aus der Inwändigkeit des Todes resultierende Deutungsunsicherheit hinaus eine besondere Statusoffenheit auf, die direkt in der zeitlichen Struktur von Schwangerschaften als Werdensprozesse begründet liegt.

Insbesondere frühe Fehlgeburten sind davon geprägt, dass unklar ist, was hier eigentlich »verloren« wurde. Julia Frost et al. (2007) bezeichnen solche frühen Verluste, bei denen sich die Konstitution einer pränatalen Person noch am Anfang befindet und kein Körper vorliegt, der als materieller Referenzpunkt der Trauer dienen könnte, als »loss of possibilities«. Auch Samantha Murphy (2010) spricht von »lost futures«, um das Verlusterleben bei Fehlgeburten, aber auch bei späteren Schwangerschaftsverlusten zu beschreiben. Denn selbst wenn das »Verlustobjekt« (Böcker 2022: 65) zuvor bereits als »inwändiger Anderer« (Hirschauer et al. 2014: 94) und als singularisierte Persönlichkeit konstituiert wurde, kann der Verlust der Zukunft als Kind und Gesellschaftsmitglied die bisher geleistete Sinnstiftungsarbeit – die, wie oben gezeigt, ja immer auch auf die Zukunft als geborenes, lebendes Kind verweist – in Frage stellen. So zeigt Laura Völkle (2021), wie ein totgeborener Fötus in der praktischen Handhabung im Kreißsaal in unterschiedlichen »Existenzweisen« zwischen Kind und organischer Materie changiert. Wenn die Gebärende dem Totgeborenen nicht den Namen geben möchte, den sie für das Kind, das es einmal hätte werden sollen, ausgesucht hatte, so wird darin eine Inkongruenz zwischen der mit ihrem Zur-Welt-Kommen materiell vergegenwärtigten Entität und dem vom Optativ geprägten »Kind der vergangenen Zukunft« (ebd.: 124) deutlich. So wie eine ungeplante Schwangerschaft sich vom Unfall zum Glücksfall mausern kann, kann sie im Verlustfall zum Schicksalsschlag

-
- 2 Ähnliches lässt sich bei der Pränataldiagnostik von Fehlbildungen finden: Wenn klar wird, dass »etwas nicht normal ist«, werden vormals erdachte Zukünfte und Vorstellungen des Kindes in Frage gestellt und die allgemeine Offenheit der Zukunft wird besonders akut. Das Wissen um die Fehlbildung eines ungeborenen Kindes erzeugt somit unterschiedliche Formen der Verunsicherung für medizinisches Fachpersonal und Eltern und prägt die soziale Konstruktion des Kindes (Feith/Marquardt 2017).

werden und der Fötus mit dem Verlust der für ihn ersehnten Zukunft jäh seinen ontologischen Status als Kind einbüßen.

Umgekehrt können auch Schwangerschaftsverluste, die zum Zeitpunkt des Ereignisses keineswegs als Verlust eines betrauerbaren Kindes gedeutet und behandelt wurden, nachträglich noch in dieser Weise angeeignet werden. Diese Re-Formulierung vergangener Zuschreibungen verdeutlicht Böcker etwa am Beispiel von Jan, der den Schwangerschaftsabbruch seiner damaligen Freundin zunächst als Wiederherstellung des »ursprünglichen Zustand[es]« (Böcker 2022: 287) befürwortet, Jahre später im Kontext biografischer Wandlungsprozesse – er konvertiert zum Christentum und wird Vater dreier Kinder – jedoch als schlimme Sünde der Kindstötung bereut, und nun um seinen (nachträglich-fiktiv gegenderten) verstorbenen Sohn trauert. Böcker spricht diesbezüglich von einer »Prozesshaftigkeit der Verlustkonstitution« (ebd.: 298) und betont, dass der pränatalen Formierung der Person (Hirschauer et al. 2014) auch Prozesse der »Formierung einer verlorenen Person« (Böcker 2022: 240) folgen können: Praktiken der Personalisierung, wie beispielsweise die Namensgebung, verschaffen dem Verlustobjekt eine soziale personale Identität. Sie können dabei an vorangegangene pränatale und »prämortale« Personalisierungsprozesse anschließen und diese re-formulieren; sie können aber auch, wenn keine pränatale Konstitution einer Person stattgefunden hat, postmortal »nachgeholt« werden.

In zeitsoziologischer Perspektive wird also deutlich, dass die »post-mortale Existenzbasterei« (Meitzler 2016) im Fall von Schwangerschaftsverlusten in paradox anmutenden temporalen Bezügen stattfindet. Wegen der Unbestimmtheit und Ambiguität des Verlustobjektes als *werdende* Person, deren Personalisierung immer schon in wechselnden zeitlichen Modi und im Horizont von Zukunftserwartungen an die Geburt eines lebenden Kindes erfolgte, weist die Trauer-, Erinnerungs- und Vergessensarbeit bei Schwangerschaftsverlusten besonders komplexe zeitliche Bezugnahmen auf.

Erinnern als Vergegenwärtigung eines inwändigen Lebensverlaufs

Erinnern ist die Vergegenwärtigung von Vergangenem oder von dem, was vor dem Hintergrund aktueller Sinngebung als solches erinnert wird. Im Fall des individuellen Totengedenkens sind dies die Biografie des Verstorbenen,

gemeinsame Erfahrungen und Erlebnisse, die im Gespräch mit anderen, die den Verstorbenen ebenfalls kannten, oder beim Anschauen und Zeigen von Fotos oder anderen Erinnerungsartefakten aufgerufen werden. Bei Schwangerschaftsverlusten kann die Schwangerschaft als eine solche gemeinsame Vergangenheit aufgerufen werden. So konstruieren manche Eltern die Zeit der Schwangerschaft in ihren Narrationen als einen »inwändige[n] Lebensverlauf« (Böcker 2022: 243), indem das pränatale Geschehen in eine chronologische Erzählung überführt wird, die an kulturellen Vorstellungen über die Reihenfolge von Leben und Sterben und *Auf-die-Welt-Kommen* und *Aus-ih-er-verabschiedet-Werden* orientiert ist. Der pränatalen Entität wird in solchen Erzählungen oft eine Aufgabe, eine Art »Lebenssinn« zugeschrieben, den sie mit ihrer pränatalen Existenz für die »Sterneneltern« erfüllt hat (ebd.: 244f.). Erinnerungen werden hier also sehr deutlich als prozessual veränderlich sichtbar: Die Interpretation des Vergangenen erfolgt vor dem Hintergrund aktueller Erfahrungen. Der Schwangerschaftsverlust wird in solchen Fällen eben nicht als »lost future« (Murphy 2010) gerahmt, vielmehr wird der vergangenen Schwangerschaft ein eigenständiger Sinn als damals-gegenwärtige Eltern-Kind-Beziehung zugeschrieben, die vom Zukunftsbezug auf die Geburt eines lebenden Kindes unabhängig geworden ist.

Unsichtbare Verluste, drohendes Vergessen und die Produktion von Andenken und erinnernswerten Momenten

Anders als bei geborenen Verstorbenen, die nach ihrem Tod eine Vielzahl an Spuren (etwa in Form von materiellen Gegenständen oder Einträgen in Personalregistern, Akten und Datenbanken) hinterlassen, welche unwillkürlich ihr *Existiert-haben* in Erinnerung rufen können, liegen insbesondere bei frühen Schwangerschaftsverlusten kaum sicht- und greifbare Existenzspuren vor. Wenn sie erinnert werden wollen, kommen Artefakten wie Schwangerschaftstests, Mutterpass und Ultraschallbilder, die bereits während der Schwangerschaft auf die pränatale Entität verwiesen und sie als »da« und »real« vergegenwärtigten, oft eine besondere Bedeutung als Erinnerungsobjekte und greifbare Existenzbeweise zu. Sie können der »Unsichtbarkeit des Verlusts« (Böcker 2017: 144), die die vergangene Schwangerschaft oft

geradezu unwirklich werden lässt, entgegenwirken (Godel 2007; Martel 2017), ohne das Verlustobjekt notwendig zu personalisieren.

Während Schwangerschaftstest und Ultraschallbilder die vergangene (materielle) Existenz einer Schwangerschaft vergegenwärtigen und ihr *Wirklich-dagewesen-Sein* unterstreichen, verweisen Erinnerungsobjekte wie Babykleidung oder -spielzeuge, die während der Schwangerschaft für das werdende Kind gekauft wurden, auf eine vergangene Zukunftserwartung an die Ankunft eines Kindes, vielleicht sogar an die eines Jungen oder Mädchens. In ihrer »irrefutable ›realness« (Layne 2000: 324) und als Marker von Personalität können solche Gegenstände dazu beitragen, die stillgeborene Entität als »real baby with baby things« (ebd.: 322) zu konstruieren und erinnerbar zu machen. Sie helfen als *Spuren der vergangenen Zukunftserwartung*, die Erinnerung an das erwartete Kind sowie an Schwangerschaftsmomente, in denen diese Erwartung besonders gegenwärtig war, zu vergegenwärtigen. So zitiert Linda L. Layne aus dem Gedicht einer Trauernden mit dem Titel »Pink Blanket«: »I remember the day I shopped for your Layette« (Layne 1999: 258).

Die fragile Vergangenheit von Totgeborenen sowie eine drohende Unsichtbarkeit und Unwirklichkeit von Schwangerschaftsverlusten werden auch in den Handlungsempfehlungen und Leitlinien aufgerufen, die von Sternenkind-Initiativen für Klinikpersonal und Betroffene formuliert sind. In diesen wird stets zum aktiven Herstellen von Erinnerungsobjekten und -momenten im Zeitraum zwischen Geburt und Bestattung (vgl. Böcker 2022: 256f.) geraten und damit auf das ›Auf-der-Welt-sein‹ des Stillgeborenen (und nicht etwa auf die Zeit der Schwangerschaft) als zu erinnernder Zeitraum fokussiert. Die Geburt und die Zeit danach sollen hier als kostbare Momente des Zusammenseins der Eltern mit ihrem (verstorbenen) Kind begangen werden (können) und die Betroffenen das Stillgeborene anschauen, halten, waschen, anziehen – eben *so* versorgen, wie sie es auch bei der Geburt des lebenden Kindes tun würden. Hierbei leisten Hebammen mit ihren etablierten Routinen der Erstversorgung von Neugeborenen einen erheblichen Beitrag: Sie sprechen das Stillgeborene während der Versorgung an, betten es in die Interaktion der Eltern ein und wirken damit aktiv darauf hin, dass die totgeborene Entität stets als Kind gesehen wird (vgl. Völkle 2021: 121; Wettmann 2021: 285 ff.). Die verlorene Zukunft wird in der

Gegenwart neu formuliert und damit die familialen Identitäten – als (verstorbenes) Kind und seine Eltern – stabilisiert.

Diese Gegenwart steht dabei jedoch stets schon unter dem Vorzeichen ihres Erinnerns als Vergangenheit und wird durch die Herstellung von Erinnerungstücken wie Porträt- und Familienfotografien, Fuß- und Handabdrücke, Decken und Kleidungsstücke zu konservieren versucht. Während Post-Mortem-Fotografie als Teil familiärer Erinnerungspraktiken bei geborenen Verstorbenen in westlichen Kulturkreisen kaum mehr vorkommt, spielt sie bei Stillgeborenen eine zentrale Rolle: »Without a remembered past, photographs of the child's dead body stand as representations of its imagined future, alongside its name, clothing and grave, to be carried forward by the family« (Hockey/Draper 2005: 51). Teilweise werden Porträtfotografien des Stillgeborenen sogar ohne die aktuelle Intention der Betroffenen aufgenommen und in der Antizipation, dass diese zu einem späteren Zeitpunkt doch noch den Wunsch nach einem solchen Erinnerungstück haben könnten, in der Klinik-Akte verwahrt (vgl. Völkle 2021: 124).

Deutlich wird daran, dass die Anerkennungs- und Sichtbarkeitsbestrebungen im Kontext von Sternenkinderinitiativen, die sich nicht zuletzt in der Gestaltung eigener Bestattungs- und Gedenkbereiche auf Friedhöfen widerspiegeln (Böcker 2016), auch neue Normen innerhalb der Trauer- und Gedenkkultur etablieren. Aktuell scheint ein Verzicht auf die Teilnahme an solchen erinnerungsgenerierenden postnatalen Personalisierungen im klinischen Kontext leicht als pathologisches Verdrängen zu gelten. Vor allem an die Austragende richten sich Erwartungen, den Schwangerschaftsverlust als Tod ihres Kindes zu betrauern (vgl. Böcker 2022: 270; Reagan 2003: 359). Eine implizite Norm solcher nachgeburtlichen erinnerungsgenerierenden Rituale besteht außerdem darin, den *stillgeborenen Körper* als Kind zu erinnern, und nicht etwa das Kind-im-Werden als inwändiger Anderer und Zukunftsphantasie.

Fantasierendes ›Was-wäre-wenn‹ und postexistenzielles Fortspinnen einer Biografie

Wenn im weiteren Verlauf des Trauerprozesses für das verstorbene (Un-)Geborene Gegenstände erworben werden (Layne 2000: 330f.) oder in

Erzählungen und Gedichten Fantasien darüber auftauchen, was dem Kind geschenkt werden würde, wenn es ›hier‹ wäre, konstituieren sich Trauer und Gedenken nicht so sehr über eine Erinnerung des Vergangenen, sondern durch ein fantasierendes ›Was-wäre-wenn‹. Das Stillgeborene wird nicht als ›vergangen‹ oder nicht-mehr-lebend, sondern als ›abwesend‹ imaginiert. Vor allem an besonderen Daten, wie Geburtstagen und (Familien-)Feiertagen wie Weihnachten oder Ostern, an denen auch ein lebendes Kind beschenkt worden wäre, werden für Sternenkinder ›altersgerechte‹ Geschenke gekauft und am Grab oder einem anderen als ›Adresse‹ fungierenden Gedenkort platziert (Layne 1999: 264). Solche Erinnerungspraktiken halten nicht nur ein »continuing bond« (Klass/Silverman/Nickman 1996) und Formen der parasozialen Beziehung zu einem Verstorbenen aufrecht (vgl. z.B. Benkel 2020: 84; Benkel/Sitter 2022), sondern sie implizieren überdies ein aktives Fortspinnen einer imaginierten Biografie des Stillgeborenen.³ Dabei stehen die continuing bonds bei Schwangerschaftsverlusten unter dem besonderen Vorzeichen, dass schon die ›gemeinsame Vergangenheit‹, an die sie anknüpfen und aus der sie ihren Sinn und ihre Legitimation ziehen, parasozialer Natur ist. Schließlich existierte die verlorene pränatale Entität nur in den Interaktionen und Imaginationen im Nahraum der Schwangerschaft.

Allerdings ist die fantasierende Konstruktion als Kind und Familienmitglied nicht zwingend auf die zeitlich am Prozess der Schwangerschaft Teilnehmenden begrenzt und verbleibt damit nicht in der gemeinsamen »Umwelt« (Schütz 1971a: 253) der Schwangerschaft. Durch die Erinnerungspraktiken kann auch die familiäre »Nachwelt« (Schütz/Luckmann 2017: 139) sinnhaft an der Beziehung teilnehmen. Kinder, die nach einem Schwanger-

3 Mit Bezug auf die fotografische Sammlung von Gräbern aus ihren thanatosoziologischen Untersuchungen zu Friedhöfen und Grabgestaltungen berichteten uns Thorsten Benkel und Matthias Meitzler im persönlichen Gespräch, dass ihre empirischen Daten eher ein ›Nicht-Weiteraltern‹ betrauerter Kinder zeigen. Fehl- und Totgeborene würden nach Jahren und Jahrzehnten noch als Kinder imaginiert, obwohl sie dann längst erwachsen wären. Die imaginierte Gegenwart scheine also vor allem an der Vergangenheit orientiert zu sein. Wir danken beiden für diese Anmerkung. Interessant wäre, ob solche differentiellen Erinnerungsmodi – das ›Einfrieren der Vergangenheit‹ auf der einen Seite, das ›Fortspinnen der Biografie‹ auf der anderen – fallweise divergieren, situativ gewechselt werden oder einander im Laufe des Gedenkprozesses ablösen, die Sternenkinder also nur bis zu einem bestimmten Punkt ›altern‹.



Abb. 1: Gipsabdruck eines Schwangerschaftsbauchs: Silhouettenhafte Bewahrung einer unverwirklichten Zukunft (Projektarchiv Benkel/Meitzler)

schaftsverlust geboren werden, verdrängen damit nicht zwangsläufig den pränatalen Verlust und fungieren nicht als Ersatz⁴ des verstorbenen Kindes, sondern können in die familiäre »Vorwelt« (ebd.: 134) einbezogen werden. Wenn die versammelte Familie am Grab des Sternenkinds ein Weihnachtslied singt und die lebenden »Folgekinder« ihrer Schwester »im Himmel« zum Geburtstag ein Bild malen, dann wird das Sternenkind in das Leben der Betroffenen integriert und formiert dadurch die Identität als Eltern und Geschwister.⁵ Die »postexistenzielle Existenzbastellei« (Meitzler 2016) lässt

4 Gleichwohl wird dieses Risiko von den Eltern gesehen. So schreibt eine »Sternenmutter« in einem Forum nach einem pränatalen Verlust: »Ich will noch nicht, dass die Information, dass ein weiteres Kind unterwegs ist, den Gedanken an die beiden verdrängt.« Wie Alois Hahn (1968: 7) es generell für den Ersatz von Verstorbenen ausmacht, halten sich viele Eltern auch hier an soziale Wartezeiten, bevor sie sich auf einen neuen Kinderwunsch einlassen.

5 Phantasmen fungieren somit nicht nur als Vorbereitung auf spezifische Situationen und gedankliche Zukunftsbetrachtungen, sie sind auch Alltagshilfen und Rückblicke

sich damit nicht nur an materialisierten Formen wie Gräbern und Gedenkstätten festmachen, sondern erhält durch die kommunikative Einbettung des verstorbenen Kindes in soziale Situationen des Familienlebens einen intersubjektiven Wirklichkeitsakzent.

Es zeigt sich also auch im Erinnern, Fantasieren und Vergessen der Verlustkonstitution ein zeitliches Hin- und Her bezüglich Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, das sich jeweils auf den ontologischen Status und die Identität sowohl des Verlustobjekts wie der Betroffenen auswirkt. Wenngleich pränatale Verluste zunächst als geschichtslos erscheinen, da totgeborene Entitäten keine eigene biografische Vergangenheit besitzen, werden dennoch sinnhafte Vergangenheitsbezüge hergestellt. Diese können als Reinterpretation vergangener Schwangerschaftserfahrungen erfolgen bzw. in einer konservierenden Vergegenwärtigung vergangener Schwangerschaftsvergegenwärtigungen oder elterlicher Zukunftserwartungen bestehen: Es ist ein Kind erwartet worden, mit dem man als zukünftige Eltern in einer Beziehung gestanden hätte. An eine so konstruierte, gemeinsame Schwangerschaftsgeschichte kann aber auch in einem fantasierenden ›Was-wäre-wenn‹ angeschlossen werden; sie kann als eine imaginierte Biografie mit akzentuiertem Zukunftsbezug fortgesponnen werden.

Fazit

In unserer Konzeption der paradoxen Temporalitäten pränataler Entitäten haben wir die komplexen zeitlichen Bezugnahmen aufgezeigt, in denen die lebensweltliche Konstitution werdender Personen und Beziehungen erfolgt. Das Ungeborene und die Elternschaft erleben im Prozess der Schwangerschaft immer wieder neue Modifikationen und Reformulierungen – sie befinden sich also diesseits von Sein und Werden. In und mit den unter-

sowie Umformulierungen der Vergangenheit; sie formen dadurch Identitäten und Biografien (Strauss 1974). Unter temporalen Gesichtspunkten verweisen Phantasmen also auch auf eine Kollision der Zeitlichkeit, in der die fantasierten Zukünfte und vergangenen Erfahrungen stets in der Gegenwart zusammenfallen und entsprechend die Handlungs- und Identitätswürfe beeinflussen. Die bisherigen Identitätskonstruktionen lassen sich somit stetig mit neuem Sinn aufladen.

schiedlichen zeitlichen Bezugnahmen ändert sich auch der ontologische Status des Ungeborenen sowie das Eltern-Sein und -Werden. Im Fall von Fehl- und Totgeburten lassen sich die komplexen zeitlichen Bezüge der Sinnkonstitution von Schwangerschaftsprozessen weiterverfolgen. Die in diesem Werdensprozess liegende Offenheit und Ambiguität wird problematisch, denn ein Schwangerschaftsverlust bricht zunächst mit der Erwartung einer gemeinsamen Zukunft als Eltern und Kind. Insbesondere im Rückgriff auf kulturelle Vorstellungen, die soziale Identität und Personalität an einen Lebensverlauf knüpfen, kann die verlorene Zukunft reformuliert und das Verlustobjekt als verstorbenes Kind formiert werden. Die Vergangenheitsbezüge der Erinnerungspraktiken, in denen diese Formierung stattfindet, sind dabei insofern besonders vielfältig und ambig, als dass die Vergangenheit von Imaginationen, Zukunftserwartungen und parasozialer Sozialität geprägt war, die sich auch in den rekonstruierten zeitlichen Bezügen der Erinnerungen wieder zeigen.

Der Bruch durch den pränatalen Tod macht auch deutlich, dass erinnertes Vergangenes immer vor dem Hintergrund der aktuellen Erfahrungen und mithilfe von kulturellen Deutungsmustern reformuliert wird. Allerdings sind Selbste, Individuen, biografische Personen immer auch Ergebnis eines (auto-)biografischen *sense-making*, das ebenso mit sinngebenden Reformulierungen des Vergangenen arbeitet – eine Einsicht, die inzwischen nicht nur in der Narrations- (z.B. Fischer-Rosenthal/Rosenthal 1997), Biografie- (z.B. Wingers/Reiter 2011) und der Erinnerungsforschung (z.B. Wang/Brockmeier 2002; Dimbath/Heinlein 2015) analytisch fruchtbar gemacht wird, sondern sogar in den Geschichtswissenschaften Anwendung findet (Obertreis 2012). Unter dem (etwas reißerischen) Stichwort der »Erfindung von Traditionen« (Hobsbawm/Ranger 2012) werden ›Traditionen‹ nicht als aus der Vergangenheit in die Gegenwart hineinwirkende Kräfte gefasst, sondern aus der gegenwärtigen gesellschaftlichen Situation heraus analysiert. Gefragt ist hier also, was wie als Tradition ›inszeniert‹ wird, um dadurch Identität und Gemeinschaft – beispielsweise als Nation oder ethisches Kollektiv – zu stiften und zu legitimieren (vgl. Schwietring 2015: 154). Auch bei Schwangerschaften werden Identitäten, ja sogar Personen, und Gemeinschaften (nämlich Familien) generiert. Die Gründungsmythen sind dabei – das zeigt etwa Jans Fall der prozessualen Verlustkonstitution – nicht so sehr auf eine Verankerung in vergangenen

Erfahrungen angewiesen, sondern in der gelebten Gegenwart durch sinn-generierende Gedenkpraktiken.

Gedenkpraktiken und -rituale bei Schwangerschaftsverlusten rekurren also einerseits auf die Rekonstruktionen der Erfahrungen und familialen Phantasmen im Schwangerschaftsprozess. Sie erlauben »eine Auftrennung dieses Menschen in Images, welche ihn in unterschiedlichen Zusammenhängen auf unterschiedlich erinnerungswürdige und -fähige Weise (re-) präsentieren« (Benkel 2016: 26). Des Weiteren multiplizieren die elterlichen Phantasmen und Zukunftserinnerungen die familialen Images und forcieren die Konstruktion kindlicher wie elterlicher Identität. Keineswegs aber führen die Konstruktionen von gemeinsamer Identität und zukunftsorientierten Erinnerungspraktiken und Phantasmen sowie die Rekonstruktionen vergangener Schwangerschaftserfahrungen und elterlicher Vorbereitungspraktiken zu einer Kontinuität ontologischer Zuschreibungen. Vielmehr ergeben sich aus den Diskontinuitäten im wechselseitigen Hin- und Her zeitlicher Logiken von Erinnerungen, Phantasmen und Vergessen (Re-)Formulierungen sowie (Re-)Ontologisierungen des kindlichen und elterlichen Seins. Die zeitlichen Logiken prozessualer Verlustkonstitution bewirken somit biografische und identitätsstiftende Umschreibungen – und pränatale Verluste befinden sich stets diesseits von Gewesen, Sein und Werden.

Literatur

- Benkel, Thorsten (2016): »Symbolische Präsenz. Zum Status der Identität nach dem Ende der Identität« in: ders. (Hg.): *Die Zukunft des Todes. Heterotopien des Lebendigen*, Bielefeld, S. 11–42.
- Benkel, Thorsten (2020): »Der unsichere Status der Dinge«, in: Klie, Thomas/Kühn, Jakob (Hg.): *Die Dinge, die bleiben. Reliquien im interdisziplinären Diskurs*, Bielefeld, S. 71–86.
- Benkel, Thorsten/Sitter, Miriam (2022): »Tod«, in: Berek, Mathias/Chmelar, Kristina/Dimbath, Oliver/Haag, Hanna/Heinlein, Michael/Leonhard, Nina/Rauer, Valentin/Sebal, Gerd (Hg.), *Handbuch Sozialwissenschaftliche Gedächtnisforschung*, Wiesbaden (im Erscheinen).
- Böcker, Julia (2015): »Kein Tod ohne Leben. Zu Krisen des Trauerns nach Fehl-

- und Totgeburt«, in: Lessenich, Stephan (Hg.): *Routinen der Krise – Krise der Routinen*, https://publikationen.sozioogie.de/index.php/kongressband_2014 (31. Dezember 2021), S. 1794–1807.
- Böcker, Julia (2016): »Frühe Tode. Verräumlichungen der Trauer um Ungeborene«, in: Benkel, Thorsten (Hg.): *Die Zukunft des Todes. Heterotopien des Lebensendes*, Bielefeld, S. 317–338.
- Böcker, Julia (2017): »Inwändig, unsichtbar, liminal. Ambivalenzen pränataler Verluste«, in: Jakoby, Nina/Thönnies, Michaela (Hg.): *Zur Soziologie des Sterbens. Aktuelle theoretische und empirische Beiträge*, Wiesbaden, S. 135–156.
- Böcker, Julia (2022): *Fehlgeburt und Stillgeburt. Eine Kulturosoziologie der Verlustführung*, Weinheim/Basel.
- Boltanski, Luc (2007): *Soziologie der Abtreibung. Zur Lage des fötalen Lebens*, Frankfurt am Main.
- Burkart, Günter (2002): »Entscheidung zur Elternschaft revisited. Was leistet der Entscheidungsbegriff für die Erklärung biographischer Übergänge?«, in: Schneider, Norbert F./Matthias-Bleck, Heike (Hg.): *Elternschaft heute. Gesellschaftliche Rahmenbedingungen und individuelle Gestaltungsaufgaben*, Opladen, S. 23–48.
- Dimbath, Oliver/Heinlein, Michael (2015): *Gedächtnissoziologie*, Paderborn.
- DiCaglio, Sara (2017): »Staging Embryos. Pregnancy, Temporality and the History of the Carnegie Stages of Embryo Development«, in: *Body and Society* 23, Heft 2, S. 3–24.
- Duden, Barbara (1991): *Der Frauenleib als öffentlicher Ort. Vom Mißbrauch des Begriffs Leben*, Frankfurt am Main.
- Duden, Barbara (2002): »Zwischen ›Wissen‹ und Prophetie. Konzeptionen des Ungeborenen«, in: Duden, Barbara/Schlumbohm, Jürgen/Veit, Patrice (Hg.): *Geschichte des Ungeborenen. Zur Erfahrungs- und Wissenschaftsgeschichte der Schwangerschaft*, 17.–20. Jahrhundert, 2. Aufl., Göttingen, S. 11–48.
- Feith, Dominik/Marquardt, Bernd (2017): »Ungewisse Zukünfte am Lebensbeginn. Die soziale Konstruktion eines Kindes unter den Bedingungen einer pränatal diagnostizierten Fehlbildung«, in: *Tsantsa. Zeitschrift der Schweizerischen Ethnologischen Gesellschaft* 22, S. 57–67.
- Fischer, Joachim (2011): »Gesellschaftskonstitution durch Geburt – Gesellschaftskonstruktion der Geburt. Zur Theorietechnik einer Soziologie der Geburt«, in: Villa, Paula/Moebius, Stephan/Thiessen, Barbara (Hg.): *Soziologie der Geburt. Diskurse, Praktiken und Perspektiven*, Frankfurt am Main/New York, S. 22–37.

- Fischer-Rosenthal, Wolfram/Rosenthal, Gabriele (1997): »Narrationsanalyse biographischer Selbstpräsentation«, in: Hitzler, Ronald/Honer, Anne (Hg.): *Sozialwissenschaftliche Hermeneutik*, Wiesbaden, S. 133–164.
- Frost, Julia/Bradley, Harriet/Levitas, Ruth/Smith, Lindsay/Garcia, Jo (2007): »The Loss of Possibility. Scientisation of Death and the Special Case of Early Miscarriage«, in: *Sociology of Health and Illness* 29, Heft 7, S. 1003–1022.
- Godel, Margaret (2007): »Images of Stillbirth. Memory, Mourning and Memorial«, in: *Visual Studies* 22, Heft 3, S. 253–269.
- Hahn, Alois (1968): *Einstellungen zum Tod und ihre soziale Bedingtheit. Eine soziologische Untersuchung*, Stuttgart.
- Heimerl, Birgit/Hofmann, Peter (2016): »Wie konzipieren wir Kinderkriegen?«, in: *Zeitschrift für Soziologie* 45, Heft 6, S. 410–430.
- Hirschauer, Stefan/Heimerl, Birgit/Hoffmann, Anika/Hofmann, Peter (2014): *Soziologie der Schwangerschaft. Explorationen pränataler Sozialität*, Stuttgart.
- Hobsbawm, Eric/Ranger, Terence (Hg.) (2012): *The Invention of Tradition*, Cambridge.
- Hockey, Jenny/Draper, Janet (2005): »Beyond the Womb and the Tomb. Identity, (Dis)embodiment and the Life Course«, in: *Body and Society* 11, Heft 2, S. 41–57.
- Husserl, Edmund (1928): *Vorlesungen zur Phänomenologie des inneren Zeitbewußtseins*, Berlin.
- Klass, Dennis/Silverman, Phyllis R./Nickman, Steven L. (Hg.) (1996): *Continuing Bonds. New Understandings of Grief*, New York/London.
- Layne, Linda L. (1999): »I Remember the Day I Shopped for Your Layette«, in: Morgan, Lynn M./Michaels, Meredith W. (Hg.): *Fetal Subjects, Feminist Positions*, Pennsylvania, S. 251–278.
- Layne, Linda L. (2000): »He was a Real Baby with Baby Things«. A Material Culture Analysis of Personhood, Parenthood and Pregnancy Loss, in: *Journal of Material Culture* 5, Heft 3, S. 321–345.
- Martel, Sara (2017): »Bereavement Photographs as Family Photographs. Findings from a Phenomenological Study on Family Experience with Neonatal End-of-Life Photography«, in: *Communications* 42, Heft 3, S. 309–326.
- Meitzler, Matthias (2016): »Postexistenzielle Existenzbastelei«, in: Benkel, Thorsten (Hg.): *Die Zukunft des Todes. Heterotopien des Lebensendes*, Bielefeld, S. 133–162.
- Murphy, Samantha (2010): *Lost Futures. Stillbirth and the Social Construction of Grief*, Saarbrücken.
- Obertreis, Julia (2012): »Oral History – Geschichte und Konzeptionen«, in: ders. (Hg.): *Oral History*, Stuttgart, S. 7–28.

- Orland, Barbara (2003): »Der Mensch entsteht im Bild. Postmoderne Visualisierungstechniken und Geburten«, in: Blümle, Claudia/Bredekamp, Horst/Bruhn, Matthias/Müller-Helle, Katja (Hg.): *Bilder in Prozessen*, Berlin, S. 21–32.
- Reagan, Leslie J. (2003): »From Hazard to Blessing to Tragedy. Representations of Miscarriage in Twentieth-Century America«, in: *Feminist Studies* 29, Heft 2, S. 356–378.
- Sänger, Eva (2010): »Einfach so mal schauen, was gerade los ist«. Biosoziale Familialisierung in der Schwangerschaft«, in: Liebsch, Katharina/Manz, Ulrike (Hg.): *Leben mit den Lebenswissenschaften. Wie wird biomedizinisches Wissen in Alltagspraxis übersetzt?*, Bielefeld, S. 43–61.
- Sänger, Eva/Dörr, Annalena/Scheunemann, Judith/Treusch, Patricia (2013): »Embodying Schwangerschaft. Pränatales Eltern-Werden im Kontext medizinischer Risikodiskurse und Geschlechternormen«, in: *Gender. Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft* 5, Heft 1, S. 56–71.
- Schadler, Cornelia (2013): *Vater, Mutter, Kind werden. Eine posthumanistische Ethnographie der Schwangerschaft*, Bielefeld.
- Schütz, Alfred (1971a): »Über die Mannigfaltigen Wirklichkeiten«, in: ders., *Gesammelte Aufsätze*, Bd. 1: *Das Problem der sozialen Wirklichkeit*, Den Haag, S. 237–298.
- Schütz, Alfred (1971b): »Das Wählen zwischen Handlungsentwürfen«, in: ders., *Gesammelte Aufsätze*, Bd. 1: *Das Problem der sozialen Wirklichkeit*, Den Haag, S. 77–110.
- Schütz, Alfred (1972): »Tiresias oder unser Wissen von zukünftigen Ereignissen«, in: ders., *Gesammelte Aufsätze*, Bd. 2: *Studien zur soziologischen Theorie*, Den Haag, S. 259–278.
- Schütz, Alfred/Luckmann, Thomas (2017): *Strukturen der Lebenswelt*, Konstanz.
- Schwietring, Thomas (2015): »Gesellschaft geschieht. Zeit und Geschichtlichkeit als begründende Kategorien des Sozialen«, in: Schützeichel, Rainer/Jordan, Stefan (Hg.): *Prozesse. Formen, Dynamiken, Erklärungen*, Wiesbaden, S. 149–167.
- Strauss, Anselm (1974): *Spiegel und Masken. Die Suche nach Identität*, Frankfurt am Main.
- Völkle, Laura (2021): »Die Existenzweisen eines Fötus. Eine Einzelfallanalyse zu Praktiken der De/Humanisierung bei Totgeborenen«, in: *Zeitschrift für Soziologie* 50, Heft 2, S. 114–130.

- Völkle, Laura/Wettmann, Nico (2021): »The Process of Pregnancy. Paradoxical Temporalities of Prenatal Entities«, in: *Human Studies* 44, Heft 4, S. 595–614.
- Wang, Qi/Brockmeier, Jens (2002): »Autobiographical Remembering as Cultural Practice. Understanding the Interplay Between Memory, Self and Culture«, in: *Culture and Psychology* 8, Heft 1, S. 45–64.
- Wettmann, Nico (2020): »Somatisch-visuelle Aushandlung embryonalen Lebens. Zur Konstitution embryonaler Wesen am Beispiel Exitus im Uterus«, in: Ahner, Helen/Metzger, Max/Nolte, Mathis (Hg.): *Von Menschen und Maschinen. Interdisziplinäre Perspektiven auf das Verhältnis von Gesellschaft und Technik in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft*, Karlsruhe, S. 77–91.
- Wettmann, Nico (2021): »Geburt und Tod liegen ja sehr dicht beieinander. Eine empirische Analyse zum pränatalen Tod im Denkstil von Hebammen«, in: Benkel, Thorsten/Meitzler, Matthias (Hg.): *Wissenssoziologie des Todes*, Weinheim/Basel, S. 268–291.
- Wingens, Matthias/Reiter, Herwig (2011): »The Life Course Approach. It's about Time!«, in: *BIOS. Zeitschrift für Biographieforschung, Oral History und Lebensverlaufsanalysen* 24, Heft 2, S. 187–203.

